

ANDREAS WENDEROTH

**Dr. Gross, der
Übermensch**

**Wenn nichts
mehr hilft,
hilft nur noch die
Lithiumtablette.**

Alle 14 Tage geht Gross zum Arzt und bekommt eine Depotspritze mit dem Wirkstoff Fluphenazin, der in der Tiermedizin zur Narkoseeinleitung verwendet wird. Bei Menschen verhindert er Rückfälle schizophrener Psychosen. Gross hat sein wahnfreies Leben jener Spritze zu verdanken. Sie ist sein Lebenselixier. Und die Versicherung, dass er sich nicht abhandenkommt. Die Spritze verhindert Stalin, Beethoven und den Übermenschen in ihm.

Man könnte ihn für einen Burgschauspieler halten, wie er da im Halbschatten der grossen Eiche vor seinem Stammcafé sitzt und in der Zeitung blättert. Dr. Peter Gross ist 76 Jahre alt, von stattlicher Statur, eine raumgreifende Person mit buschigen Augenbrauen, Haaren, die zum Himmel streben, und einer Vorliebe für breite Hosenträger. Weil er eine Idee zu laut spricht und sich nach dem Essen stets auf die zum Platz vorgelagerte Bank zurückzieht, um eine ganze Stunde lang inbrünstig zu beten, drehen sich die Menschen manchmal nach ihm um. Sie wissen nicht genau, was sie von ihm halten sollen.

Aber er selbst weiss das ja auch nicht immer. Gross ist Doktor der Philosophie, ein liebenswürdiger Riese, der seine grossbürgerliche Herkunft nicht verleugnen kann, der gewählt spricht und auffallend höflich ist. Der nach Belieben kurze philosophische Abhandlungen einstreuen kann, die von seiner Belesenheit künden. Bis man nach einer Weile merkt, dass es oft ähnliche, zuweilen sogar identische Formulierungen sind, die er mit seiner tragenden Bühnenstimme über den Platz wirft, so als wären sie gerade ganz frisch erdacht.

Ein Treffen in seiner Altbauwohnung in Hamburg-Harvestehude: Seine Pflegerin öffnet die Tür. Moderne Kunst an den Wänden, Designer-Möbel, ausreichend Quadratmeter für einen Geist, der nach Raum verlangt, weil er in vielen Welten zu Hause ist. Gross empfängt auf einem geräumigen Sessel, den er seinen «Buddha-Stuhl» nennt. «Mit meinem Wonnebäuchlein sitze ich hier und bin glücklich.» In seinem Gesicht die fast kindliche Vorfreude darauf, dass er jetzt von einem Leben erzählen wird, das ihn bis heute berührt: das eigene.

Sein Tag, sagt er, habe die immer gleiche Struktur: aufwachen gegen sechs Uhr zwischen den beiden riesigen Stoffteddys Siggie und Micky. Danach: nachdenken darüber, was er geträumt hat. Um acht Uhr kommt die Pflegerin. Und mit ihr die Lithiumtablette, die gegen «Herrn Becker» helfen soll, wie er seine Morgenschwermut – in Anlehnung an einen melancholischen Freund – getauft hat. Einem festen Ritual folgend muss sie zunächst jedoch, während er noch im Bett liegt, zehn Minuten seine Hand halten. «Weil ich so ein dicker Gemütsmensch

bin.» Dann isst er zwei Brötchen mit Marmelade und Honig und geht, weil er immer noch einen kleinen Hunger verspürt, zwei Strassen weiter auf dem immer selben Weg (auf jede Abweichung reagiert er mit Panik) zu «einem erweiterten Grossfrühstück» in sein Lieblingscafé.

Weil Gross das Glück hat, nicht aufs Geld achten zu müssen, geht er mittags erneut essen, meist italienisch. Danach Lektüre: «Geschichte, Theologie und Weltliteratur», sagt Gross, der sich als «philosophischer Privatgelehrter» betrachtet. Pünktlich um 20 Uhr folge «eine Stunde Schopenhauersche Gemütsruhe», die er dessen «Aphorismen zur Lebensweisheit» entliehen hat. Nicht an seine 16 Jahre andauernde Odyssee durch die Nervenheilanstalten der Republik will er da denken, seine Verlorenheit, als sie ihn «fixierten» und er umgeben war von Einsamkeit und «schrecklich unzivilisierten Menschen». Das würde er, wie er sagt, «mit innerer Schwermut bezahlen». Nein, ausschliesslich dem Schönen will er sich in dieser Zeit der Stille widmen: Astralwelten zum Beispiel. Oder einer zarten Musik.

«Wollen wir anfangen?», fragt er etwas unvermittelt, denn eigentlich haben wir das ja längst. Aber er meint die Geschichte, die hinter allem steht und bis heute ihre Schatten wirft. «Also», sagt er und rutscht im Sessel etwas tiefer, um sich dann sofort wieder aufzurichten; ein ständiges Spiel mit der Schwerkraft, bei dem er praktisch im Minutentakt mit dem Fuss an den vor ihm stehenden Tisch stösst, der dadurch, wie auch er selbst, in steter Bewegung ist. «Völlig normal», sagt die Pflegerin, als sie meinen fragenden Blick sieht und abwinkt, als ich versuche, den wandernden Tisch wieder an seinen Platz zu stellen. Völlig normal.

Wer ist Peter Gross? Diese Frage ist nicht leichter zu beantworten als die, wer er hätte werden können, wenn nicht besondere Umstände ihn davon abgehalten hätten. Der Karriere, die ihm einst möglich schien, hatte sich übermächtig eine Krankheit in den Weg gestellt. Er trauert ihr nicht nach. Dass er keine grossen Erwartungen mehr erfüllen müsse, empfinde er «sogar als Befreiung». Seine frühere Arroganz sei einer tiefen Dankbarkeit für das Leben gewichen: «Heute spielt die Herzensgüte für mich eine viel grössere Rolle als der Intellekt.»

«Ich war seelisch total antipsychotisch und völlig gesund bis zu meinem dreissigsten Lebensjahr», sagt Gross. Gut, er sei ein «übersensibles, von Ängsten geplagtes Kind» gewesen, eine zarte Seele, dürr wie ein Strich, und habe auch nicht mit anderen Kindern gespielt. Einmal fällt er in einen Kanal und droht im Wasser abzutreiben, seiner Mutter sagt er: «Ich habe gedacht, ich muss sterben, aber ich weiss

gar nicht, wie das geht.» Meist übt er Violine oder sitzt zurückgezogen im Atelier der Mutter. Schaut sich ab, wie man auf der Leinwand eine Perspektive aufbaut oder mit der Wirkung des Lichts arbeitet. Im Flur seiner Wohnung hängen Aquarelle von ihm aus jener Zeit: düster-schöne Darstellungen von Landschaften, aus denen schwarze Wolken herauswachsen; ein einsames Haus im Waldschatten; eine Strasse, die ins Nichts führt.

Die Schule habe er gehasst, sagt Gross. Die blauen Briefe gefürchtet, die an seine Eltern gingen. Er war kein guter Schüler, aber er hatte auch seine Stärken. Seinen Interessen folgend studierte er Geschichte und Philosophie. Der 68er Bewegung in Berlin, die ihm suspekt erschien, sei er damals nach Freiburg entflohen. Dort wurde er Jungdemokraten-Chef, «mächtig und intellektuell gefürchtet», wie er betont. Bald Dritte-Welt-Experte bei der FDP in Baden-Württemberg und Mitglied des Bundesausschusses in Bonn. Gründet den Landesverband Dritte Welt, später auch den Bundesverband. Promoviert mit «magna cum laude» über Nietzsche. Arbeitet für den Rundfunk. Schreibt vielbeachtete literarische Essays. Bis zu jener Sache im Spätsommer 1973.

Abends im Elternhaus sei ein «Rappel» über ihn gekommen, eine seltsame Kraft, die ihn zu jemandem werden liess, den er selbst bis dahin nicht gekannt hatte. Die ganze untere Etage des Hauses habe er damals zerstört. Zehn Flaschen Rotwein an die Wände geschmissen, die Bibliothek herausgerissen, Stühle zerschlagen und den grossen Familienesstisch. Der Vater habe es für eine «beispiellose Ungezogenheit» gehalten und kurzfristig erwogen, ihm den Hintern zu versohlen. «Keiner ahnte, dass ich geisteskrank war», sagt Gross. «Verstehen Sie mich nicht falsch: nicht täglich. Aber in Phasen.»

Als er damals seinen Bruder anruft und gesteht, dass er den elterlichen Haushalt zerlegt hat, merkt er jedoch an, dass die wertvollen Sachen nicht betroffen seien, wie sich Ernst Gross erinnert: «Es gab da also noch einen Rest von Rationalität.» Ernst Gross hat kein Hehl daraus gemacht, dass er Peters Geschichte eigentlich ungern in der Zeitung sieht. Weil es ein Teil der Familiengeschichte ist, in der auf elterlicher Seite Grossbürgertum und süddeutscher Ur-Adel zusammenkommen, eine Mischung, deren Interesse an Öffentlichkeit ja traditionell eher zurückhaltend ist. Nur weil es Peters ausdrücklicher Wunsch ist (seine Pflegerin: «Peterchen ist 'ne Rampensau!»), hat er schliesslich doch zugestimmt. Unter der Massgabe, dass alle Namen in dieser Geschichte anonymisiert werden. Und er bitte nur am Rand vorkomme. Was insofern nicht einfach ist, als der psychotische Bruder ständig seine Dank-

barkeit betont, die er für ihn empfinde. Anders als Peter, der, wenn er von sich erzählt, zuweilen versucht, die Dinge etwas ironisch zu überhöhen («K-Ö-S-T-L-I-C-H!»), kann Ernst Gross angesichts des Leides, das mit der Krankheit des Bruders über die Familie kam, keinerlei Komik darin erkennen. «Das war alles nicht zum Lachen!», sagt der gesunde Bruder.

«Unerklärlich für alle» sei Peters Eruption gewesen. Die jahrelangen Klinikaufenthalte damals noch nicht abzusehen. Die Mutter nun oft weinend, der Vater hilflos. Peter immer öfter durch Zwangseinweisungen in der Klinik. Aufgegriffen auf der Strasse, irrlichternd und manchmal für Tage verschwunden. Ruhiggestellt mit Medikamenten, die die äusseren Enden der Gefühle abschleifen und ein bisschen auch von ihm selbst. Ein Leben zwischen Angst und Unsicherheit. Für alle Beteiligten.

Eigentlich gilt Peter damals als intellektuelle Hoffnung, die Mutter glaubt an eine grosse Diplomaten- oder zumindest journalistische Karriere. «Diese Erwartungsansprüche waren sicherlich nicht bekömmlich», sagt Ernst Gross, der als Kind zuweilen im Schatten des Bruders steht. «Ich war eher der», sagt er mit leiser Selbstironie, «der gefragt wurde, wenn irgendwo ein Nagel einzuschlagen war.» Aber bald ist er nun auch derjenige, der seinen Bruder suchen geht, in die Klinik bringt oder aus ihr abholt. Bis heute ist er es, der sich um ihn kümmern muss. In eine Verantwortung gedrängt, die er sich nicht ausgesucht hat. «Eine Aufgabe», sagt er, «der man sich nicht entziehen kann.»

Peter Gross nennt drei mögliche Gründe für seinen Wahn: «Erstens: An zu viel Nietzsche verrückt geworden.» Er habe ihn praktisch Tag und Nacht gelesen. «Nietzsche», beginnt Gross, während seine Hand leicht zittert – der Tremor ist eine Nebenwirkung seiner Spritzen und tritt besonders dann auf, wenn er sich aufregt –, «Nietzsche ist, wenn man nicht aufpasst, zersetzend. Jedenfalls für labile Naturen.» Zweitens: «Nicht fertiggeworden mit der starken Mutter. Und dem Vater, der so vital und merkwürdig war.» Andererseits aber so alt, dass er ihn eher als Grossvater wahrnahm. Dann habe es, drittens, auch noch eine «total neurotische Liebschaft» gegeben, «die in jeglicher Form schief lief. Schon ein einziger dieser Gründe hätte gereicht, dass ich durchdrehe», sagt er im Rückblick. Gross vergleicht es mit einer Sektflasche, in der der Pfropfen schon lose sitzt. Wenn dann noch geschüttelt werde ...

Die meisten Menschen mit einer schizophrenen Psychose nehmen Gedanken wahr, deren Ursprung sie als ausserhalb von sich selbst betrachten. Peter Gross aber hat sich nie ferngesteuert gefühlt. Wenn er in die Psychose kippt, hört er keine Stimmen, fühlt sich weder verfolgt noch zerrissen. Im Gegenteil: Es ist ein erhebendes, fast



rauschartiges Hochgefühl. «Im Wahn war ich high», erinnert er sich. Eine Art doppelter Kick: Er ist finanziell unabhängig, kann sich leisten, wonach ihm ist, und in jedem Hotel absteigen, auf das er Lust hat. Und nun ist er auch noch etwas ganz Besonderes. Schlimm sind nur die Phasen dazwischen. «In den Psychiatrien wurde ich gewaltsam in die Realität gepresst.» Dort ist er nur sein kleines Selbst. Also versucht er nach seiner Entlassung alles, um rasch wieder die Grösse zu erlangen, die ihm der Wahn ermöglicht. Schnellstmöglich setzt er die Tabletten ab, weil sie torpedieren, was er so sehr schätzt.

Gross' Ausführungen werden hin und wieder durch Niesanfälle unterbrochen, die Ausmasse eines drohenden Weltuntergangs haben. Wenn er sich schnäuzt, ist es, als würde ein Düsenflugzeug starten. Alles, was er tut oder sagt, geschieht mit nachdrücklicher Intensität. So, als müsse er sich der unbedingten Aufmerksamkeit des anderen versichern. Dabei reicht, was er sagt, völlig.

«Ich bilde mir ein, dass ich den absurdesten und phantasievollsten Wahnsinn aller Zeiten gehabt habe.» In Nietzsches *Zarathustra* wird ein sogenannter Übermensch verkündet, und Gross glaubt damals felsenfest daran, ebenjener Übermensch zu sein. «Das Teuflische in mir, das es ja auch gegeben hat», sagt er, «war, dass ich in dieser Zeit die anderen Menschen auf der Strasse als inkarnierte Wanzen, Spinnen und Ratten betrachtete, die ich alle erschiessen lassen könnte.» Doch damit nicht genug: Mit 70 Jahren, verkündet er damals den Ärzten, werde er für zehn Jahre Präsident eines wiedervereinigten Deutschlands sein. Mit 90 würde er sich eine Glatze rasieren und Weltherrscher werden. Mit 95 würde sein riesiger Kopf geformt aus 100 Tonnen Marmor. Darin eingraviert: «Dr. Gross, der Übermensch». Nachdem er 100 bis 200 Jahre gelebt habe, würde er nochmals als Jesus ans Kreuz geschlagen.

Selbst in den Irrenhäusern sei er nie jemandem begegnet, der auch nur annähernd einen solchen Wahn gehabt habe wie er. «Das dürfte einzigartig gewesen sein.»

Bei Peter Gross tritt die Schizophrenie nicht in ihrer klassischen Reinform auf, deshalb stochern die Ärzte jahrelang im Dunkeln, bevor sie die richtige Diagnose stellen: Er leidet unter einer sogenannten schizoaffektiven Psychose: einer Mischung aus Elementen der Schizophrenie und der Manie. «Eine unheimliche Sache», wie Gross sagt, und nur schwer zu durchschauen. Weil er nur gelegentlich in die Krise fällt und in den Zeiten dazwischen bestgelaunt auf der manischen Welle schwimmt. «Doch bald», sagt Gross, «wurde der Wahnsinn erweitert.» Nietzsches Übermensch ist damals ständig in ihm, sein

zweites Ich, aber andere Persönlichkeiten der Weltgeschichte nisten sich nun zumindest zeitweise bei ihm ein. Unter anderem: Jesus und Ludwig van Beethoven.

Die Sache mit Beethoven ist etwas komplizierter, als sie zunächst klingt. Denn Gross war, wie er betont, in den manischen Phasen nicht Beethoven selbst, sondern dessen Reinkarnation. «Und diese machte mich nicht zum grössten Komponisten aller Zeiten, sondern zum Weltherrscher. So war meine irre Logik.» Und obwohl Beethoven in seiner Vorstellung in die Politik gegangen war, hörte Gross «selbstverständlich das, was ich früher geleistet hatte». Vor allem die Neunte Sinfonie, in so ohrenbetäubender Lautstärke, dass auch der Rest der Familie fast wahnsinnig wurde.

An die genauen Umstände seiner Zwangseinweisungen kann sich Peter Gross nicht erinnern. «Wahrscheinlich schlecht benommen, herumgeschrien oder irgendwo nicht gezahlt», sagt er. Die Folge: in abgeschlossenen Aufsichtsräumen unter den Argusaugen der Aufsicht «rumgesessen und gelitten». Sadistische Pfleger, die ihn lange mit eiskaltem Wasser abspritzen. Das Gefühl völliger Verlorenheit. Einmal ist er fast eineinhalb Jahre am Stück in einer psychiatrischen Klinik. Ruhiggestellt von Medikamenten dämmert er auf kaltem Entzug vor sich hin und grübelt. «Ich habe den ganzen Tag nur den Baum vor dem Fenster beobachtet. Wie die Blätter fielen und die Jahreszeiten wechselten.» Der Beschäftigungstherapie verweigert er sich, weil sie ihn langweilt. Stellt man ihm Zeichenblock und Tuschkasten hin, geht er in den inneren Widerstand. Obwohl er das Malen ja gelernt hat und es vermutlich besser kann als jeder andere im Raum, malt er immer nur Kreise.

In seinen Phasen ohne Psychose und ohne Klinik arbeite er, wie er sagt, «ehrenamtlich», obwohl der Begriff etwas verklärend ist, denn es ist ja eher eine Art Beschäftigungstherapie: einfache Tätigkeiten, vermittelt durch Ärzte und Familie, Protokolle schreiben, Briefe und Akten für einen Nachlass sortieren, «im Museum Karteikarten ordnen und so was». Nichts, was ihn intellektuell fordert, aber das gerade soll es ja auch nicht.

In den 80er Jahren, berichtet Gross, weil er in den USA, als er plötzlich überzeugt ist, «dass mich Karajan aus der Philharmonie anruft und darum bittet, ich solle die Wiedervereinigung dirigieren». Wohlgemerkt zu einer Zeit, da die Wiedervereinigung noch einige Jahre entfernt liegt. Vor Schreck lässt Gross, da er sich der gewaltigen Aufgabe sofort stellen will, seine Brille zu Boden fallen und rennt ohne Geld und Ausweis im Sturmschritt zum Highway. Kilometerweit läuft er

zwischen den Autos auf dem Mittelstreifen. Schliesslich habe er ein Auto angehalten und gebeten: «Please, bring me to New York!» Doch da er sich als Jesus vorstellt und auch sonst, wie er sagt, viel dummes Zeug geredet habe, bringen sie ihn stattdessen zur nächsten Autobahnraststätte, wo ihn die Polizei abholt.

Zurück in Deutschland, gerät er in die Hände eines Psychiaters, der ihm mehr schadet als nützt. «Aus heutiger Sicht eine Tragödie», sagt Gross, doch damals sei es «ein Rausch» für ihn gewesen. «Der Psychiater war genauso verrückt wie ich selbst.» In den vermeintlichen Therapiestunden treiben sie zusammen irre Spiele. «Es gab nicht eine normale Stunde, sondern nur Irrsinn.» Um den Reiz der Sache zu erhöhen, erklärt Gross den Psychiater zum inkarnierten Kirchenvater Aurelius Augustinus. Sobald er die Praxis betritt, hält sich der Psychiater, der die Rolle des Augustinus mit Freude angenommen hat, ein Auge zu und ruft mit laut tönender Stimme: «Ich grüsse Peter Gross, den Übermenschen.» Eine Stunde später ist Gross 100 Mark los und keinen Schritt weiter.

Zu allem Überfluss kommt jetzt auch noch Stalin hinzu. «Verstehen Sie das bitte nicht falsch», sagt Gross, «nicht Stalin der Massen- oder Gulagmörder, nein, Stalin der Machtmensch!» Als solcher habe er einmal die Toilettenfrauen am Bahnhof Zoo mit seiner schweren Rororo-Biografie Stalins bedroht, so dass diese die Polizei holten: wieder einmal Zwangseinweisung. In der Psychiatrie hätten sie ihn schon abgeschrieben. «Der wird nicht mehr», hätten sie hinter seinem Rücken getuschelt. Doch irgendwann, Ende der 1980er Jahre, stösst er auf einen Psychiater, der mehr weiss als die anderen. Der dagegen ist, ihn mit starken Beruhigungsmitteln zu sedieren. Und verhindert, dass er, wie bereits vorgesehen, in ein Behindertenheim kommt. Ihm stattdessen – zwecks Entfaltung seines Geistes – zu einer grossen Wohnung rät. Und zur Spritze. «Dieser Mann war mein Lebensretter!»

Die zweite wohlmeinende Fügung im späten Leben des Peter Gross: seine Pflegerin Heike Gärtner, die jede aufkommende Dunkelheit von ihm verscheucht, die mit ihm singt und Unfug macht, aber ihn auch zu leiten versteht, wenn es härtere Ansagen braucht. Wenn niemand anders mehr an ihn herankommt: Frau Gärtner durchdringt den scheinbar undurchdringlichen Kokon, den er in solchen Momenten um sich spinnt, in denen irrationale Ängste sich rasch auftürmen können zur Grösse einer Monsterwelle. Bis Frau Gärtner kommt und die Welle bricht. Die anderen drei Pflegerinnen, die ihn umsorgen (Gross: «Ich bin umgeben von schönen Frauen!)), hat sie streng angewiesen,



niemals von Problemen zu erzählen, weil diese sich schnell in seinem Kopf verselbständigen können. Wenn er von der Klimakatastrophe gelesen hat, telefoniert er tagelang herum und drangsaliert alle Bekannten mit bohrenden Fragen, weil er in grosser Sorge ist, Berlin stehe in unmittelbarer Gefahr, zu versanden. Heike Gärtner muss ihn dann beruhigen: «Peterchen, wir werden immer Wasser haben!»

Auf einem Geburtstagsfest haben sie sich kennengelernt. «Ich sah da einen kleinen Koloss, der ganz bekleckert war, aber ich schaue ja anders: Für mich kam da ein riesengrosses Herz in den Raum!», sagt sie. Mit niemand anderem habe sie an diesem Abend reden können, weil Gross sie mit breitem Kreuz gegen die gesamte Abendgesellschaft abschirmte. Als sie etwas später mit Burn-out in einer Klinik lag und sich jeden Besuch verboten hatte, stand Gross trotzdem auf einmal in ihrem Zimmer. Obwohl er noch nicht einmal ihren Nachnamen wusste, war er durchgedrungen bis zum Klinikchef. Sie hatte ihm dann erzählt von ihrer Trennung und den furchtbaren Umständen, unter denen sie als Altenpflegerin in einem Heim gearbeitet hatte. Gross habe eine Weile zugehört und schliesslich gesagt: «Ich bin einsam, komm doch zu mir. Ich zahle dir das gleiche Gehalt, und du arbeitest nur noch für mich.» Wenig später hat sie sich im selben Haus eine Wohnung gemietet und ist seitdem seine persönliche Pflegerin. Gross sagt: «Sie ist die Chefin und Königin.»

Was ihn nicht daran hindert, sich hin und wieder über ihre Figur lustig zu machen. Je nach Laune nennt er sie «mein Pummelchen» oder «mein Tönnchen», dabei wiegt er deutlich mehr als sie, denn die Krankheit führt dazu, dass er oft kein Sättigungsgefühl verspürt und nahezu ununterbrochen essen will. Wenn sie, wie üblich, antwortet, «ja, mein Dickerchen», schaut er sie ungläubig an, denn in seiner Vorstellung ist er jung und schlank. «Wir stellen uns jetzt beide mal auf die Waage», schlägt sie manchmal vor, und dann ist er immer ein bisschen erschrocken.

«Frau Gärtner, obwohl Sie ein bisschen beschränkt sind, mag ich Sie doch ganz gerne», sagt er manchmal zu ihr, was, wenn auch über Bande, als Liebeserklärung zu verstehen ist. Heike Gärtner hat ihm beigebracht, dass man nicht irgendwohin, sondern ins Taschentuch schnaubt. Dass man es in die Hosentasche steckt und die Toilette der mit Abstand beste Ort in der Wohnung zum Urinieren ist. Sie hat aufgehört, mit ihm zu schimpfen, wenn er einen Raum innerhalb von Sekunden verwüstet. Einmal habe sie in Panik seinen Bruder angerufen, als am Morgen alle Schubladen aufgezogen waren und ein Grossteil

des Haushalts verstreut auf dem Boden lag. «Ich dachte, es wären Einbrecher im Haus gewesen.» Aber es war nur Gross, der in nächtlicher Unruhe nach etwas gesucht hatte.

Wenn der Spiegel der Depotspritze abzufallen beginnt, kommen die Alpträume aus alten Psychiatriezeit. Nach der Spritze dauert es noch ein, zwei Tage. «Und dann bin ich wieder glücklich», sagt Gross. Denn nun beginnt die Zeit der schönen Träume: in denen er Frauen verführen und im Unterbewussten ausleben darf, wozu ihm das reale Leben wenig Gelegenheit gab. Seine gute Freundin, die Fotografin Maria, ist hin und wieder Bestandteil dieser Träume, woran sie jedoch keinen Anstoss nimmt. «Marialein» nennt er sie, «Klein Maria» oder auch «Marialein, so klein, so klein». Gross verniedlicht fast alles, sich selbst natürlich auch. «Erotisches Peterchen», nennt er sich, obwohl das natürlich eher einen Wunsch beschreibt.

Vor einigen Jahren sei Maria, als er wieder einmal im Café sass, die Strasse entlanggekommen. «Ich sprang auf, weil ich sie so süß fand.» Also sprach er zu ihr: «Sie zu sehen, ist eine einzige Freude!» Obwohl er sie manchmal mehrfach am Tag vorbeigehen sah, blieb es drei Jahre lang bei diesem einzigen Satz, den er stets wiederholte. Eines Tages aber fasste er sich ein Herz und schaltete einen Gang hoch: «Wollen wir nicht mal zusammen essen gehen?» Seitdem gehen sie alle 14 Tage ins Restaurant. «Mit Maria, da prickelt es», sagt Gross ahnungsvoll.

Jetzt begrüsst sie ihn, indem sie seinen Ton aufgreift, also leicht theatralisch: «Na, mein Liebling», sagt sie und er: «Du mein Erotik-Bömbchen!» Sie lässt sich auf das Spiel ein, weiss, dass sie ihm damit einen Gefallen tut. Aber auch, dass sie viel von ihm lernen und sich zum Beispiel mit theologischen Fragen an ihn wenden darf.

Solange er sich konzentrieren kann, macht es Spass mit ihm. Auch bewundert sie seine Demut gegenüber dem Leben. Und seine feine Seele. Eigentlich wünschte sie sich alle ihre Freunde so lebenswürdig und mitfühlend wie ihn. Sie hört sich gern seine Geschichten an, auch wenn er sie schon so oft erzählt hat. «Was macht die Diät?», fragt sie ihn neckend. «Es geht vorwärts», antwortet er, während er den vor ihm stehenden Berg Spaghetti Carbonara in atemberaubender Geschwindigkeit schrumpfen lässt.

Die Illusion eines ganz normalen Gesprächs: Er erkundigt sich nach ihrer Tochter. «Was macht das Mäuslein?» – «Redet jetzt mehr mit Jungs als mit mir», sagt sie. «Ach Gottchen!» Zusammen mit «Oh wehchen!» eine seiner Lieblingsformulierungen. Man kann damit Zeit gewinnen, andererseits drückt es Mitgefühl aus oder auch sanfte Kritik.

Eigentlich passt es fast immer, findet Peter Gross. Er ist schon beim Dessert, als er sie fragt, wie weit sie mit seinem Lieblingsbuch, dem *Zauberberg*, vorankomme. Ab und zu lädt er sie in eine Buchhandlung ein, dort darf sie sich jedes Mal fünf Bücher aussuchen. «Ganz phantastisch», sagt Maria, die etwas weniger darin gelesen hat, als er sich wünschte. «Oh wehchen!»

Alle zwei Wochen dieser Termin. Schon drei Tage bevor sie zum Psychiater gehen, beginnt Peter Gross gegenüber den Pflegerinnen zu betonen, dass es ihm bestens gehe und gar kein Grund bestehe, irgend etwas zu erzählen, was beim Arzt einen gegenteiligen Eindruck erwecken könne. Denn seine Grundangst, dieser könne ihn wieder in die «Irrenanstalt» stecken, schwingt, trotz anderweitiger Beteuerungen, immer noch mit. Einmal, erzählt Frau Gärtner («Bitte, Peterchen, verzeih mir ...»), als er mit einer neuen Pflegerin zum Psychiater gehen sollte, habe er ihr sogar eine teure Essenseinladung versprochen, wenn sie dem Arzt ausschliesslich positiv berichte.

Sitzen sie dann tatsächlich in der Praxis, fällt irgendwann der Satz, den Peter Gross so sehr fürchtet, dass er schon vorher Bauchschmerzen bekommt. Es ist der Moment, in dem der Arzt, nachdem Gross selbst eine Weile erzählen durfte, wie gut es ihm gehe, die Pflegerin fragt: «Und Frau Gärtner, was haben Sie zu sagen?» Um die Sache zu entschärfen, teilt sie Peter jedes Mal bereits im Vorfeld mit, was sie verraten werde. Ausserdem weist sie ihn darauf hin, dass man unbedingt auch ein paar Probleme ansprechen müsse, weil die Krankenkasse ihm sonst am Ende womöglich die Spritze streiche – was natürlich eine rein strategische Bemerkung ist. Wenn sie die Praxis verlassen, entschuldigt sie sich bei ihm dafür, dass sie wieder aus dem Nähkästchen geplaudert habe. «Und dann haben wir uns wieder lieb.»

Aber wie sicher ist der von Peter Gross so nachdrücklich verkündete Zustand «völliger Glückseligkeit», der abgestützt werden muss durch ein Netz von Pflegerinnen, ein Korsett täglicher Routinen, seinen Glauben an Gott, den Bruder, der die Hand über ihn hält, und eine Spritze, die ihn vor sich selbst bewahrt? «Der Drache schläft!», sagt sein Bruder manchmal. «Lass ihn schlafen», antwortet Peter Gross und macht eine Handbewegung, als sei es nur eine lästige Fliege, die er vertreiben müsse. Es gehe ihm ausgezeichnet. «Höchstens mal ein kleines Psychöschchen», sagt er, wenn der Psychiater nicht gerade mithört.

Vor ein paar Tagen hat Stalin noch einmal vorbeigeschaut. Aber zum Glück nur für einige Stunden. Dann hat ihn Frau Gärtner aus dem Fenster geworfen.

DURCHEINANDER IM KOPF

Eine schizophrene Psychose ist ein aus dem Gleichgewicht geratener Stoffwechselvorgang im Gehirn. Gestört sind dabei das Denken, das Fühlen und die Wahrnehmung. Die Fähigkeit zur Konzentration und zum Ausführen geplanter Handlungen geht verloren. Aber neben dem, was dem Betroffenen genommen wird, kommt auch etwas hinzu: der Wahn. Die meisten Menschen mit einer Psychose nehmen Gedanken wahr, deren Ursprung sie als ausserhalb von sich selbst betrachten. Bei unserem Protagonisten war das allerdings nie der Fall. Sein Wahn manifestiert sich in einem übersteigerten Selbst, der Vorstellung eines stark überhöhten Ich.

NIETZSCHE UND SEIN ÜBERMENSCH

Für die einen ist Nietzsches *Also sprach Zarathustra* Ausdruck eines einmaligen Sprachgenies und revolutionären Denkers – die anderen sehen darin übersteigerten Pathos und Ausdruck des eigenen Wahns. Bei Nietzsche lagen Genie und Wahnsinn nah beieinander, war das eine mit dem anderen eng verknüpft. Sosehr er ein heroisches und lebensbejahendes Menschenbild propagierte, so wenig entsprach er diesem selbst – und zerbrach letztlich an seinem eigenen Geist: Depression, Grössenwahn und später eine völlige geistige Umnachtung begleiteten die letzten Jahre seines Lebens. Dennoch wurde Nietzsche zu einem der wichtigsten Philosophen – obwohl er einst als Philologe gestartet war.

AUTOR

Andreas Wenderoth, 54, lebt in Berlin und arbeitet als freier Reporter und Buchautor. Er interessiert sich vor allem für persönliche Schicksale, ungewöhnliche Menschen, für «kleine und leise Porträts. Wenn sich niemand anderes interessiert, mich ein Mensch aber berührt, dann ist mein Interesse geweckt.» Von Peter Gross erzählte ihm eine Freundin – nämlich jene Dame, die in Wenderoths Stück Maria heisst und immer mit Gross essen geht. Anfangs wusste Wenderoth nicht recht, was er von seinem Protagonisten halten sollte, war dann aber schnell fasziniert: «Für mich ist er ein sehr anrührender, wunderbarer Mensch, der sich durch furchtbare Schicksalsschläge hindurch etwas sehr Positives bewahrt hat, das auch ansteckend ist.» Gross sei grosszügig und empathisch, zweifellos ein glücklicher Mensch, sagt Wenderoth. Und Gross sei jemand, der einem zeigen könne, dass man die Welt auch aus einer ganz anderen Sicht betrachten könne als aus der eigenen.

Mehr zum Thema Psyche und Ich:

REPORTAGEN #51 — *Mein nackter Grossonkel* — von David Leon Vajda
